

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 219 (1940)

Artikel: Es chonnt, wie's mues
Autor: Tobler-Schmid, Frieda
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375096>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihren Blicken entschwunden war, schloß das arglistige Frauenzimmer lautlos die Türe hinter ihm, zog den Schlüssel ab und eilte mit triumphierendem Gelächter zur Gesellschaft zurück, ihr im Einvernehmen mit der gastfreundlichen Herrin den Hauptspaß zu verkünden.

Indessen suchte der Genarrte in fiebernder Hitze nach den für ganz Europa gefährlichen Affenbündeln. In alle Seitengänge des Gewölbes spähte er, und er leuchtete alle Wände ab. Feuchter Moder reizte stechend seinen Husten, und wenn er nach oben den Lichtstrahl sandte, stolperte er über hinderliches Gerate am Boden. Schwärme von Affeln und Mäusen stoben über seine Füße davon. Nichts war zu finden außer einigen leeren alten Tonnen und zerbröckelndem Tuffstein. Kalte Tropfen rieselten über seine gebrannten Waden und über die Seidenärmel. . . Die Kerze war beinahe niedergebrannt, als er in keimen-der Einsicht sich wendete, um Näheres beim Tore zu erfragen. Ihm wurde unheimlich zu Mute; das Licht reichte gerade noch bis zur Türe. Mit aller Kraft versuchte er sie aufzustoßen. Sie gab nicht nach. Sein Anruf weckte keine Antwort. Zugleich verendete der Flammenrest. . . Nun erfaßte ihn eine heillose Angst und er begann besinnungslos in die schwarze Stille zu rufen und um Beistand zu schreien. Aber niemand schien ihn zu hören; den Ton seiner Stimme ver-schlugs hohl im Gewölbe. Er taumelte in Entsetzen zurück, griff sich der kalten Erdwand entlang mit klappernden Zähnen ohne Ueberlegung, einzig im brennend aufbrodelnden Gefühle, er sei in eine ab-gründige Falle geraten und das letzte Stündlein komme. Als sich jedoch seine Augen ans Dunkel gewöhnt hatten, bemerkte er ganz im Hintergrunde des Gewölbes einen dünnen, einfallenden Schimmer. Im gehezten Begehren nach Rettung arbeitete er sich darauf zu, Arme und Beine an den Tonnen und Geräten stoßend, so daß er ununterbrochen kläglich auf-stöhnte. Endlich geriet er mit den Händen zwischen die Sprossen einer Leiter, die, er entdeckte es mit einem Schrei der Befreiung, zu einer Oeffnung führte, gerade groß genug, einem Gefangenen zur Flucht zu verhelfen. Seltsam berührte ihn nur der rötliche Schein, der nicht der Schein des sternklaren Himmels sein konnte. Doch es gab da nichts mehr zu bedenken, in einer Getriebenheit, die ihm beinahe die Tränen auf die Lider preßte, erkletterte der königliche Rundschafter das unrühmlichste Siegestor seines Lebens.

Raum hatte er sich zur Oberwelt emporgerungen und mit tieferlöstem Atemzug sich aufgerichtet, als rings um ihn ein tosender Lärm sich erhob. Er rieb die geblendeten Augen und starrte auf ein furchtbares Bild: da stand er, in seinem schwarzen Samt einem Maulwurf gleich, beschmußt, zer schliffen und verbeult mitten im Kreise der lichtübergossenen Abend-gesellschaft, die ihn bei diesem einzigen Aus schlupf erwartet hatte und dessen schallendes Gelächter ihm einen würdigen Empfang bereitete. Wie ein armer Sinder stand er da, ratlos und bebenden Leibes überwältigt, und erst allmählich ließ das feigende Gesicht der Cochelet in ihm Besinnung und beklem-mende Erkenntnis dämmern. . . Voll Beschämung wagte er kaum, den Blick zu Hortense zu erheben, die als einzige kühl lächelnd in einen Sessel zurücklehnte und die jammervolle Erscheinung leicht hin maß. Da schlich er sich, einem Zwangszentschlusse folgend, wort-los davon und er mußte eben noch die Stimme der Verbieterin vernehmen, die ihm zum Schaden die Verhöhnung fügte:

„Melden Sie Seiner Excellenz dem Herrn von Talleyrand, Sie hätten meine Geheimschänke ebenso leer gefunden wie den alten thurgauischen Weinkeller auf Arenenberg. . .!“

„Sie sind es schon seit 1815,“ murmelte sie bitter für sich, als sie kurz darauf das Fest verließ das Wei-tere, auch die gewöhnlich frühzeitige Verabschiedung des Herrn von M. der Gesellschafterin übertragend.

Währenddem draußen im Parke das gesellige Treiben seinen Fortgang nahm, trat Hortense in ihren Gemächern vor das Bildnis des einst allge-waltigen Eroberers. Ihr Lächeln wich einer einsamen Schmerzlichkeit, da sie mit dem Blicke gebannt drin-haften blieb. Es begann, wie stets, vor ihr zu leben und zu gebieten, und miteins war ihr, als ergreife auch sein Bildnis jener Zug des überlegenen aber verquälten Spottes, der auf ihren eigenen Lippen lag, des Spottes darüber, daß sie ihn noch in seinem nachkommenden Blute fürchteten, als wirke er unbe-sieglich weiter. Und auch in seinen Augen glaubte sie die Qual zu erkennen, weil diese Nachkommen, statt sein Erbe zu verwalten und zu hüten, um dieser Furcht willen gezwungen waren, auf fremdem Boden in also erniedrigenden Scherzen sich und die Achtung vor der menschlichen Würde zu verlieren.

Es chonnt, wie's mues.

D'Zitt springt doch oonig gschwind dervoo,
me mag mit Denke fast nüüd koo;
ä Johr oms ander nennt de Rank,
mengs ist vorbii, Gott Lob ond Dank —
mengs wo üüs Schmerz ond Chommer gmacht
ist besser worde=n=öber Nacht;
ond wieder anders, o herrje,
hett töre näbis G'reuters gee!

's ist alls zom Verne. Z'letst am End
sönd meer em Batter sini Chend!
Im Lebe mues en Wechsel see;
ond siächt au d'Welt jekt schüli dree,
's cha anderst werde=n=öber Nacht
ond morn mues bleegge, wer hüt lacht . . .
's chonnt alls, wies mues ond goht vorbii
ond niäm cha's ändre — seb ist frii!

Frieda Tobler-Schmid.